

(Nachdruck verboten.)

21) Neu-Karthago.

Roman von Georges Celhond.

Und nun ging es an das Erzählen der beiderseitigen Schicksale. Laurent berichtete über die Vorgänge seit Bingerhouts Abgang, vermied aber wohlweislich, Sina's Erwähnung zu thun.

Vincent hatte schweren Herzens darauf verzichtet, wieder auf See zu gehen, aber er that immer noch nebenbei Schifferdienste auf dem Fluß und im Hafen. Zu seinen Obliegenheiten gehörte es auch, die „Handelsreisenden der Marine“ flufabwärts zu transportieren, die im Auftrage schwachertreibender Hausirgeschäfte den beim Lootsenamte signalisirten Seedampfern entgegenzuführen.

„Und was wollen Sie nun beginnen?“ fragte Vincent mit der harmlosen Offenheit, die den Verdacht zudringlicher Indiskretion nicht aufkommen läßt.

Der junge Mann war sich darüber im Unklaren. Von seinen Verwandten hatte er nichts mehr zu erwarten, und wenn selbst seine hundert Franks Monatsrente für den Lebensunterhalt ausgereicht hätten, so war ihm der Gedanke doch unerträglich, in seinen Jahren müßig auf der Bärenhaut zu liegen.

„Wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe, würden Sie der Beschäftigung, die Sie zu sitzender Lebensweise zwingt, eine Thätigkeit vorziehen, die Ihnen Aufenthalt und Bewegung in der frischen Luft gestattet,“ begann Vincent aufs neue. „Ich denke da gerade an etwas, das Ihren Wünschen vielleicht entspricht. Der „Baes“ einer „Nation“, ein guter Freund von mir, sucht einen jungen Mann, der ihm bei den Rechnungsarbeiten und bei der Beaufsichtigung der Arbeiten im Speicher und am Hafen zur Hand geht. Soll ich einmal mit ihm sprechen?“

Laurent sagte freudigen Herzens Ja und Amen und versprach, am nächsten Tage wiederzukommen, um sich den Bescheid zu holen.

XIII.

Meister Jan Bingerhout engagierte den jungen Mann auf die Empfehlung seines Freundes Vincent Tilbal hin ohne weiteres. Jan war ein freischötiger, lustiger Kumpen, der als jüngerer Sohn von Bauersleuten aus den Woldern der Landwirtschaft den Rücken gekehrt und mit dem Erlös seines Erbtheils einen Antheil in einer „Nation“ erworben hatte.

Die „Nationen“ sind nach dem Muster der altvlämischen Gilden gebildete Gewerbsgenossenschaften, die das Beladen, Löschen, Stauen, Abrollen und Speichern von Schiffsgütern übernehmen. Sie bilden inmitten des modernen Verkehrslebens der Stadt eine Macht, mit der selbst die mächtigen Fürsten des Handels rechnen müssen, denn der Verband der Arbeiterschaft verfügt über eine gut organisirte Armee zuweilen recht ungemüthlicher Genossen, die wohl im Stande sind, eine allgemeine Lähmung des Geschäftes herbeizuführen und die städtischen Behörden in Schach zu halten. Hier ließ man's sich angelegen sein, die Rechte der Landestinder wahrzunehmen; es war dem Zugewanderten ganz und gar unmöglich, als Genosse in dem Verbande Aufnahme zu finden, geschweige denn zur Würde eines „Baes“, das heißt eines Meisters, zu gelangen.

Die „Amerika“, die älteste und reichste dieser „Nationen“, in deren Dienst Laurent eben getreten war, schöpfte im geschäftlichen Wettbewerf überall das Fett ab, sie verfügte über die schönsten Pferde, hatte mustergiltige Einrichtungen und war mit einem bis ins kleinste hinein vervollkommenen Apparat ausgerüstet. Wagen, Geschirre, Decken, Strahne, Binden und Waagen hatten ihres gleichen nicht bei den konkurrierenden Korporationen. Von Hoboken bis nach Austrundeel und Weixem begegnete man überall den schmucken Gespannen der „Amerika“. Ihre Wiegemeister und Vermeester luden das eingeführte Getreide von dem Ueberseedampfer auf die Lichterschiffe um, deren Fassungsgehalt genau bestimmt war, ihre Lastträger hoben die Säcke und Ballen auf die Schultern, um sie auf dem Quai in Reih' und Glied auf-

zustellen oder auf die Kollwagen zu transportieren, ihre Holzauflader stapelten Bretter, Balken und Stämme am Ufer auf.

Da sie alle daran gewöhnt waren, die Rechenarbeit mit Hilfe ihrer zehn Finger zu erledigen statt sich mit Bleistift und Feder herumzuschlagen, war Laurent auf Vorschlag ihres Kameraden Bingerhout, der im Ausschuß der „Baes“ den Vorsitz führte, damit betraut worden, ihre schriftlichen Arbeiten zu erledigen, auch lag ihm die Sorge ob, bei Uebernahme und Uebergabe von Gütern im Pachtlof darüber zu wachen, daß die von den Wiegemeistern anderer „Nationen“ angegebenen Gewichtsziffern stimmten.

Hat beispielsweise ein Kaffee-Importeur, der zum Kundenkreis der „Amerika“ gehört, von einem Geschäftsfreunde eine Partie Waare gekauft, so übernimmt Laurent die Ladung aus den Händen der konkurrierenden „Nation“, mit der der Verkäufer arbeitet. Oft genug muß er einen ganzen Tag lang in der glühenden Sonnenhitze oder bei Schnee und Regen inmitten des geschäftigen Treibens am Quai bei der Waage stehen. Aber er läßt sich die Sache nicht verdrießen. Hunderte von Ballen, fein säuberlich mit Firmenzeichen und Nummer signirt, ziehen an seinen Augen vorüber. Er addirt die Zahlenreihen, während er einen raschen Seitenblick auf das Zünglein der Waage wirft. Denn ein Fehrlinien darf nicht vorkommen. Wenn der Käufer zu schaden käme, würde er unweigerlich die „Amerika“ für den Verlust haftbar machen, falls Laurent der Nachweis nicht gelänge, daß der Verkäufer und seine Arbeiter dafür verantwortlich zu machen wären.

Zu wiederholten Malen schon hat er die Expedition von Sendungen der Fabrik Dobouziez besorgt, und es überkam ihm stets ein ganz eigenes Gefühl, wenn er die weißen Kisten, denen das D. B. Z. in schwarzer Farbe aufgepinselft ist, erblickte. Aber leid geworden ist ihm sein Stellungswechsel darum wohl nicht einen Augenblick, ganz im Gegenteil. Es macht ihm wirklich Freude, diesen jeden Hochmuths baren Chefs, diesen „Baes“ zu dienen, statt in irgend einer unfreundlichen Schreibstube die Geschäfte eines Bèjard oder eines anderen prohigen Emporkömmlings zu besorgen. Angesichts des Hafens und der von zahlreichen Schiffen bevölkerten Bassins, dieser ununterbrochenen Bewegung von Ein- und Ausgehenden, dieses Hin und Her zwischen den schwimmenden Speichern und den Lagerhäusern am Ufer erschien ihm der Handel nicht mehr als ein unklarer Begriff, sondern als greifbarer, gewaltiger Organismus.

Oft nahm Laurent auch an den Versammlungen der Baes in einer Brauerei am Hafen theil. Die Kollwagen sind unter den Schuppen gefahren, die Krippen vollgeschüttet und die Streu gemacht. Die Gänle lassen sich ihren Hafer schmecken, der Rechnungsführer hat sein Lagerbuch zugeklappt, die ausgedehnten Vaullichkeiten beherbergen keinen anderen Genossen mehr als die Stallwache. Dann versammelt sich in der Stammherberge eine aufgeräumte, zehrschläfrige Kumpanei, die kein Blatt vor den Mund nimmt und manch' kräftig Wörtlein redet.

Wenn Laurent mit benommenem Kopf und vom Tabakqualm halb betäubt aus diesen Abendstungen kam, begriff er, daß sich die Maler der altvlämischen Schule bei der Darstellung ihrer Volksgenossen wahrhaftig keiner Uebertreibung schuldig gemacht hatten.

Drängte die Arbeit sehr und langte der Bestand an Arbeitskräften zur Bewältigung nicht aus, dann geschah es zuweilen auch, daß Laurent seinen Meister Jan Bingerhout nach dem „Dummlermarkt“ begleitete, wie man den in der Nähe des Hansahauses belegenen Platz getauft hatte, den ständigen Sammelplatz aller an Arbeitslosigkeit leidenden Existenzen.

Noch sonderbarere Gesellen lernte Laurent in der Folge kennen, wenn er Vincent Tilbal begleitete, der mit irgend einem „Handelsreisenden der Marine“ flufabwärts den heimlehrenden Seeschiffen entgegenfuhr. Nachdem das Seil gelöst war, mußte Tilbal zunächst mit aller Vorsicht und Geschicklichkeit manövriren, um sich durch das dichte Gewirr des Hafens durchzuwinden, ohne mit den vor Anker liegenden Schiffen zu kollidiren. Die Folle glitt zwischen zwei Dampfmaschinen dahin, die wie schläfrige Walfische zu ruhen schienen und deren Signallichter wie müde Augen durch die Nacht blinzelten. Dann kam man ins freie Wasser, und Tilbal konnte sich fest

*) Vlämische Berufsgenossenschaft der Schauerleute.

in die Riemen legen. Laurent kaufte kraumberloren auf das Geräusch der in den Pflöcken knirschenden Ruder, auf das Gurgeln der von den Ruderhäufern zerkleinerten Wellen und das Plätschern des Kielwassers. Ab und zu klang von einem Zollschiffe, das auf der Suche nach Schmugglern kreuzte, ein lautes „Wer da!“ durch die Stille, aber Tilbak's Namen und Stimme übten auf den immer regen Argwohn der Zollpione ihren beschwichtigenden Einfluß. Bei Doel ging man ans Land und verbrachte die Nacht je nach Jahreszeit und Witterung in dem gemeinsamen Schlafsaal der primitiven Herberge oder unter freiem Himmel am Strande. Man traf hier eine bunte Mustersammlung betriebsamer Geschöpfe, die Laurent in aller Ruhe beobachten konnte: nomadisirende Ladiendiener, Hausirer, Unterhändler für allerlei fragwürdige Machenschaften, und eine Sprosse tiefer auf der sozialen Stufenleiter, unbotmäßige Seeleute, entlassene Kellner aus den Schifferkneipen, Quaiströche und der Troß von allerlei Zuchthauskandidaten und Galgenbögel.

„Sie brauchen keine Furcht zu haben, Herr Laurent“ beruhigte Tilbak, der Laurent's verblüffte Verwunderung als Ausdruck der Angst vor dieser zwanglosen Gesellschaft deutete.

Zu Wahrheit verbarg sich hinter der neugierigen Theilnahme allerdings ein gut Theil peinlichen Zwanges. Die zweideutigen Gestalten brachten die Zeit damit hin, Tabak zu kauen oder zu schmauchen, die Schnapsflasche freisen zu lassen, mit schmierigen Karten zu spielen und redeten einen mit dem Rothwälsch ihrer Kunstsprache verbrämten dämnischen Dialekt. Gewinnsucht, Verschämtheit, Zähzorn und Laster aller Art hatten ihre untrüglichen Zeichen den hübschen Gesichtern aufgedrückt, die aus dem Schatten der breitkirmigen Vallonmützen hervorglugten, und das rembrandtische Halbdunkel, das bleiche Licht des untergehenden Mondes, das sich mit der Morgendämmerung mischte, trug noch dazu bei, der malerischen Szenerie einen romantischeren Zug zu geben.

Tilbak, dem alle eine solche Hochachtung bezeugten, daß sie selbst seinen Gefährten den Vortritt ließen, bewahrte der Gesellschaft von seiner Matrosenzeit her das schlechteste Andenken.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Papiermühlen zu Sittlingbourne.

Vor einigen fünfzig Jahren gründete ein gewisser Edward Lloyd in London eine Zeitung, die „Lloyd's Newspaper“, welche heute eine Auflage von 600 000 Exemplaren hat. Die Papiermenge, welche diese Zeitung erforderte, wurde mit der Zeit so umfangreich, daß Lloyd im Jahre 1861 in Bow am Lea-Fluß eine Mühle erbaute, um sein Papier selbst zu fabriciren und auch sonst die Presse nach Möglichkeit zu versorgen. Dann erwarb Lloyd im Jahre 1877 die „Gledenswell News“, ein Lokalblatt, das zweimal wöchentlich erschien und verwandelte es in eine große Tageszeitung, den „Daily Chronicle“, bekanntlich eine der einflußreichsten Zeitungen Englands, mit einer täglichen Auflage von 150 000 Exemplaren. Dieser Erfolg der beiden Zeitungen und die Nachfrage anderer Journale nach Lloyd's Papier machte die Erwerbung eines größeren und besser gelegenen Terrains für die Mühlen notwendig. Man fand es in dem Orte Sittlingbourne am Ewale, einem Nebenflusse des Medway und zwar unweit der Mündung desselben in die Themse. Hier entstanden nun die berühmten Mühlen Lloyd's, vielleicht die bedeutendsten der Welt. Sie werden von zweiundvierzig klaren Quellen gespeist, welche hier aus den Kalkfelsen hervorprudeln, und denen das Papier seine Reinheit und Sauberkeit schulden soll.

Wir wissen, billiges Zeitungspapier wird heute nicht mehr aus alten Lumpen und Naturlatur, sondern einem weit billigeren Material, dem Holzstoff, hergestellt. Diesen Stoff bezieht die Fabrik aus Norwegen. Sie hat ihre eigenen Mühlen in Hånesfös, nicht weit von den Häfen von Christiania und Drammen. In der Nähe von Hånesfös liegen große Tannenwälder, welche der Fabrik jährlich an 200 000 Stämme liefern. Sie werden den Wasserfällen überlassen und schwimmen unbegleitet zu den Mühlen hinab, wo sie in Holzstoff verwandelt werden. Erzielt werden jährlich 30 000 Tonnen Holzstoff, welche jedoch bei ihrem großen Wassergehalt ein Gewicht von 60 000 Tonnen aufweisen. Aber das genügt keineswegs, um den ungeheuren Bedarf der Papiermühlen zu decken, vielmehr muß noch Material aus kanadischen und deutschen Wäldern hinzuerworben werden. Von Norwegen wird der Holzstoff bis Sheernek in Dampfern gebracht und dann von Sheernek in Booten nach den Papiermühlen überführt; zwei Wochen später haben sich die stattlichen Bäume des norwegischen Waldes in eine Zeitung verwandelt.

In Amerika ist man aber noch fixer. Dort wird das Holz des lebenden Baumes innerhalb vier Stunden in das bedruckte Zeitungspapier

blatt verwandelt. Um das zu erreichen, müssen natürlich die Druckerpresse und die Mühle im Herzen des Waldes gelegen sein.

Es giebt zwei Arten Holzstoff, den auf mechanischem Wege gewonnenen Holzschliff und die Holzcellulose, ein chemisches Produkt, das vorzüglich durch das sogenannte Sulfitverfahren, d. h. durch Behandlung des Holzes mit schwefliger Säure gewonnen wird; seltener gebräuchlich ist das Natronverfahren. Beide Arten Holzstoff finden in der Papierfabrication gemeinsame Verwendung. Die Proportionen wechseln mit der Qualität des Papiers; je größer die Menge der Cellulose ist, um so besser ist die Qualität. Beide Produkte sind aber erforderlich. Der Holzschliff giebt dem Papier Gestalt und Umfang, während der andere Stoff demselben Stärke und Dauerhaftigkeit verleiht.

Der Holzstoff der Sittlingbournier Mühlen ist in fünf Schuppen von etwa 100 Fuß Länge, 50 Fuß Breite und 50 Fuß Höhe aufgeschichtet, welche insgesammt 4500 Tonnen fassen können. Ein an der Flußseite gelegenes Gebäude enthält aber noch 1500 Tonnen, welche zur Reserve dienen, falls die Holzfaserschuppen etwa einmal in Brand gerathen. Mit dieser Möglichkeit muß man allerdings rechnen, und deshalb sind die Mühlen stets mit einer mindestens vierzehn Tage vorhaltenden Materialmenge versorgt. Die Mühlen bestehen aus zwei Abtheilungen, einem alten und einem neuen Gebäudekomplex. Letzterer wurde im Jahre 1891 errichtet. Man gelangt durch den Heizraum der alten Mühlen, wo die Triebkraft derselben durch acht ungeheure Galloway-Kessel erzeugt wird, zur neuen Baugruppe, wo gegenwärtig acht Galloway-Kessel in Thätigkeit sind.

Wir nehmen nun unsern Weg durch die den Zimmerleuten und Monteuren bestimmten Räume, wo wir alle erforderlichen Erzeugnisse für beide Mühlen vorräthig finden; in solch einem Etablissement müssen alle Schäden schleunigst beseitigt werden, soll nicht der gesamte Betrieb darunter leiden. In einem dieser Räume sehen wir eine Maschine zum Abschleifen der Cylinderrollen, welche zum Glätten des Papiers dienen und nach Erfordern in die mannigfachen „Kalandere“ eingeschaltet werden. Diese Schleifmaschine ist so empfindlich, daß selbst die Sonnenstrahlen sie aus dem Geleise zu bringen vermögen und um dies zu vermeiden, müssen die Fenster im Sommer verdunkelt werden. Es leuchtet ein, daß die Kalanderrollen mit peinlichster Sorgfalt geschliffen sein müssen, denn nur wenn sie das Papier völlig gleichmäßig bedecken, ist ein gutes Resultat zu erzielen. In einem großen Maschinenhaus bemerken wir riesige Behälter, die mit beiden Sorten Holzstoff gefüllt sind. Große kreisförmige, mit Schaufeln besetzte Walzen rotiren in diesen Behältern und lösen die Fasern des Holzstoffes, während dieser hin- und hergeschleudert wird. Er gleicht jetzt einem Brei von Hafermehl. Nach geraumer Zeit wird der breigen Mischung Anilinblau hinzugefügt, um dem Papier einen angenehmen Ton zu verleihen. Es gilt hier den gleichen Effekt zu erzielen, den die Wäscherin durch Waschen der Wäsche und der Fudersieder durch den Zusatz von Ultramarin beim Nasswäsen seines Fabrikates zu erreichen strebt.

Der Holzstoff ist jetzt fertig, um in die Holzstoffbehälter gefüllt zu werden. Aus diesen wird er mittels Pumpen nach den entsprechenden Papiermühlen im Untergeschloß desselben Hauses befördert. Auf dem Wege zu den Maschinen geht der Holzstoff durch Seiber oder Saugkörbe, um alle fremden Bestandtheile, die auf dem vorhergehenden Fabricationswege aufgenommen worden sind, zu entfernen. Und nun kommt der interessanteste Theil des ganzen Verfahrens. Der Holzstoff fließt als breiter, seichter Strom auf ein über zahlreiche Rollen geführtes Drahtnetz „ohne Ende“ von so außerordentlich feiner Beschaffenheit, daß 400 Löcher auf einen Quadratfuß kommen. Dieses rotirende Gewebe bildet über den Rollen eine ebene, tischartige Fläche, und während sich auf dieser die mit fortgerissene Papiermasse ausbreitet, extrahiren mächtige Sauger die Feuchtigkeit aus derselben. Die Masse ist jetzt von feinerer Beschaffenheit, und in diesem Zustand geht sie durch das erste Rollensystem, die sogenannten Lagerrollen, dann durch ein zweites, in dem sie gepreßt wird, und wieder durch ein anderes und so fort. Das Papier ist endlich konsistent genug, um die Trockenwalzen, zum Theil geheizte Hohlzylinder, passieren zu können. Es geht durch zwanzig solche Zylinder, mit der Geschwindigkeit von 90 Metern in der Minute und verläßt dieselbe als fertiges Rollenpapier.

Wir kommen zu den Kalandern, auf denen das Papier geglättet wird. Es sind dies aus rotirenden Papier- und Hartgummiwalzen, in wechselnder Anordnung, bestehende Maschinen. Die Papierwalzen bezwecken, dem Papier eine elastische Unterlage zu geben. Ist das Material kalandert, so wird es trommelartig aufgerollt. Natürlich geschieht dies wieder durch Maschinen, — ein Uhrwerk schlägt an, wenn die verlangte Meterzahl erreicht ist.

Im Ganzen sind acht Maschinen für die verschiedenen Papierbreiten vorhanden. Eine davon, eine amerikanische Nestin, ist ein außerordentlich feines Konstruktionswerk und soll allein 300 000 M. gelostet haben. Aber selbst diese acht Maschinen reichen nicht mehr aus, um der beständig anwachsenden Nachfrage zu genügen.

Die Firma liefert nicht nur für eine große Zahl Londoner Zeitungen und Provincialblätter das Papier, sondern versorgt auch zwei Drittel aller australischen Zeitungen. Die Papierrollen werden in Segeltuchhüllen mit hölzernen Stopfplatten gepackt und je nach ihrem Bestimmungsort mit dem Zeichen „Sidney, Adelaide“ — versehen. Jeder Ballen enthält gegen 7600 Meter oder über 4000 Bogen Papier.

Tag und Nacht, von Montag früh 5 Uhr morgens bis Sonnabend 10 Uhr abends, sind die Maschinen ohne Unterlaß in gang. Einige darunter gehen während dieser Zeit, ohne sich auch nur eine Stunde lang aufzuhalten. Verbraucht werden 700 Tonnen Kohlen wöchentlich und die Wassermenge, welche durch eine der Mühlen geht, beläuft sich auf nicht weniger als 14 500 Liter pro Tag. Geradezu imposant ist aber der jährliche Papierabjaß in englischen Meilen berechnet. Die Lloyd'schen Mühlen versenden jährlich 600 000 Meilen Papier von etwa einem Meter Breite. Das ist ein Papierstreifen, welcher hinreichen würde, unseren Planeten vierundzwanzig Mal zu umwickeln. Und doch reicht es nur gerade aus, einen ganz kleinen Theil dieses Planeten mit Zeitungen zu versorgen. Fred Hood.

Kleines Feuilleton.

—n.— Die neue Wohnung. Vier Wochen waren nun erst seit dem letzten Umzuge vergangen. Das war Anfang Oktober gewesen, als die Bitterung noch leidlich warm war und die Tage eine verhältnismäßige Länge besaßen. Damals gefiel ihnen die Wohnung ganz gut, wenn auch die Wände etwas rissig und die Dielen stark auseinandergequollen waren. An die schräge Decke — es war eine Maniardenwohnung im dritten Hinterhaus! — stießen sie sich garnicht; sie hatten dafür eine weite, freie Aussicht über die Dächer der Nachbarhäuser hin, deren rothe Ziegel oder schwarze Schieferbedachung mit den vielen Schornsteinen und Gefimsverzierungen eine überreiche Abwechslung boten!

Mit der zunehmenden Kürze der Tage waren aber auch die feuchten Nebel und die Nachfröste mit den pfeisenden Herbststürmen gekommen. Immer breiter schienen nun von Tag zu Tag die Fugen zwischen den einzelnen Dielen aufzuquellen, und aus den Rissen der Wand begann eine scharfe, salpetrige Feuchtigkeit herauszudringen, die sich schwanmartig und grün über die bunt zusammengeflachte Tapete legte und die ganze Behausung mit einem feuchten Modergeruch anfüllte.

Bald begann auch der bisherige Widerstand der Decke zu schwinden. Erst zeigte sich an der weißgetünchten Fläche ein etwa tellergroßer, graubrauner Fleck, der von Tag zu Tag wuchs, bis der Rast sich loszulösen anfang und in kleinen Stücken auf die Erde bröckelte. Dann kamen die ersten Wassertropfen, die mit eintöniger Regelmäßigkeit auf den Fußboden ticten.

Zuerst wurden die Kinder krank. Es war keine Krankheit, die die Kleinen an das Bett fesselte; sie wurden nur ganz eigenthümlich still, eine dauernde Müdigkeit überkam sie, mit leichtem Fieber, mit Gliederziehen und Appetitlosigkeit. Von Tag zu Tag wurden sie blässer, und ihre Gesichtchen schienen zusehends die mattgrüne Schimmelfarbe der Wände anzunehmen. Dann bekam die Frau das Keißen. Erst war es nur ein leichter Schmerz in der Schläfengegend. Dann wurden die Zähne in Mitleidenschaft gezogen, bis sich über den ganzen Körper eine schmerzhaft Lähmung zog. Sie mußte ihre Waschstellen aufgeben, da sie sich unmöglich aus dem Hause rühren konnte. Ihr Mitverdienst hatte bisher stark zu der Bestreitung der Haushaltungskosten mitgezählt. Nun blieb er fort.

Der Hauswirth zuckte zu allem die Achseln: „Sie Wintren ja ziehen, wenn sie wollen. Für die billige Miethe beläme er alle Tage zehn neue Miether!“

Und sie zogen. Diesmal ging es nicht hinauf bis in den fünften Stock; die neue Wohnung lag im Keller. Für die Wohnungen in den Etagen wollte der Geldbeutel durchaus nicht langen, denn man mußte doch auch an die Feuerung denken, da der Winter eigentlich erst kommen sollte.

Dunkler als in der früheren Wohnung sah es hier im Keller freilich aus, aber im Winter ist es ja überall nicht besonders hell, und — vielleicht dürfte diese Wohnung in gesundheitlicher Hinsicht doch vielleicht besser sein, als die vorige! Vielleicht aber ziehen sie bereits im nächsten Monat schon wieder.

Die im Vorderhaus schlüßeln natürlich verständnißvoll den Kopf über das anspruchsvolle Paß, dem keine Wohnung gut genug ist! Sie wissen es ja besser, was eigentlich hinter diesem von Haus zu Haus-Ziehen steckt. Es ist die belannte Unzufriedenheit, zu welcher die breiten Massen von den berufsmäßigen Agitatoren aufgehetzt werden; denn früher lebte man auch und wußte nichts, von Wohnungshygiene und ähnlichen Dingen! — —

Theater.

— Im Lessing-Theater gab es am Sonnabend während der Premiere von Max Halbes „Eroberer“ einen andauernden heftigen Theaterstempel. Man ironisirte, man lächelte, man lärmte; bis auf die Bühne selber setzte sich das „Verüllen“ fort; und doch war das Publikum nicht durch genialische Extrabagagen verärgert worden, noch konnte es darüber erbittert sein, daß man es über allzu schwere Probleme nachzudenken zwang. Auf eine neue Bahn allerdings wollte der Dichter der „Jugend“ und der „Mutter Erde“ sich begeben. Widerstrebendes vielleicht wollte er verbinden. Dabei gab er sich Wöhen, die im Ungeschied der Aufführung, in miflicher Besetzung noch deutlicher wurden, und nun fielen die Premieren-Tiger in ihrer verächtigt rohen, nur in Berlin derart heimischen Weise über einen geistigen Arbeiter her, der trotz allem und allem auch in seiner jüngsten Tragödie ein

ehrlich ringender Poet bleibt. Es ist ein Jammer, wenn Börsenhyänen und ähnliches Volk über geistige Dinge richten. Aber es ist nun einmal so. Prox, der Souverän, spielt Trunpf aus.

In einem allzu enthusiastischen Buch über das Werden des neuen Dramas, das Edgar Steiger im Gefängniß zu Zwidau verfaßt hat, ist zum Schluß der Betrachtungen der sehnüchtige Wunsch ausgesprochen: „Laßt uns M ä n n e r schaffen!“ Dieser Ruf ist manchmal schon von der Kritik erhoben worden, wenn die Dichter über eine Art von Mitleid mit sich selber, mit der Familien-Euge, nicht hinauskommen, wenn sie ewig in Jünglingsmelancholien steden blieben. In seinem Drama „Lebenswende“ hat Max Halbe selber die Empfindung niedergelegt: Hinaus ins männliche Leben! Wir haben intim beobachtet gelernt; auf- und nieder wogende seine Stimmungen, die man vordem nicht festzuhalten verstand, lagen unseren Dichtungen zu grunde. Es waren aber eigentlich kleine Entwürfe, Vorstudien und sorgsame Skizzen. Es war Verheißung, nicht Vollendung. Laßt uns also statt des zart intimen das stark bewegte große Drama schaffen.

Am Wollen also lag es nicht. Man sucht nach M ä n n e r n rundum in der Weltgeschichte. Man taucht in die verschiedensten Epochen, ja in legendäre Zeiten unter, um zu schürfen. Dabei handelt es sich nicht so sehr um den einzelnen Helbenmann, als vielmehr um die Geistesverfassung einer stark bewegten Periode. Auch der Eroberer bei Halbe, ein Mann aus der Frührenaissance, ist kein sogenannter historischer Held. Er ist frei erfunden. Ein Repräsentant der Empfindungen, die der Renaissance ihren stürmischen Lebensodem geben. Romantische Sehnsucht unserer Dichter klingt hier unzweifelhaft mit. An der Gegenwart erheben sie sich nicht. Sie ist ihnen zu verworren. Unfertiges drängt nach Gestaltung; das Gewordene, das Bürgerlich-Soziale scheint ihnen zu verirren. Also tummeln sie ihre Phantastie in Epochen, wo sie der starken, großen Energie zu begegnen glauben.

So dachte Halbe in dem Renaissance-Menschen den Mann gefunden zu haben. Als Lorenzo noch jung war, hat er gewiß, wie der Hellene bei Grillparzer gebetet: „Oh ihr Götter, ihr hohen Götter, gebt mir Kraft und wölbt meine Brust! Auf daß ich den Männern im Kampfe obliege und den zierlichen Frauen auch!“ Lorenzo ist gereift in der Tragödie ein großer Eroberer und Condottiere geworden. Er hat eben die Piraten gezügelt; sein nimmer rastender Wille will der mächtigen Freistadt mit ihrer schäckernden Großbourgeoisie zu Leibe. Von einem Reich der Kraft und Schönheit schwärmt er. Der Weg mag blutig sein, wenn nur der Sieg zur Braut gedeiht. Während er ausgeht, das Reich zu erobern, fällt ihm ein verliebtes Kind, ein schönes, sümmfrisches Kind zu. Das Mädchen heißt Ninon. Hier sehen die Schwächen der Dichtung ein. Großzügig geplant, wird sie hier wieder zum Stimmungs-bildchen. Da tragisches Pathos, dort vorreiches Idyll, ja das gefährliche Bemühen, „Kunst für Künstler“ zu schaffen. Ninon kann sich in ihrer Jähren nicht genug thun, Waghalsigkeit und Stammeln der Leidenschaft äußern sich in ihr. Ihre Sprache ist wortarm, immer wiederholt sie, was in ihrem überquellenden Gefühl sich sammeldrängt. Manchmal erinnert es an Maeterlind's Stimmungs-malerei; das ist aber Kunst für Künstler, und ermüdet ein gezeigtes Publikum leicht. Pathetisch Aufgetragen, wie das Idyll verthut nicht zu einer Einheit; und wirklich stürzt der Held nicht von der Höhe, er stolpert über das „Weiblein“, das ihm doch sonst nichts ist, als etwa ein Köstlein am Wege. Ninon selbst wird von der eiferjüchtig tobenden Gattin Lorenzo's vergiftet. Lorenzo selber fällt durch den Bräutigam Ninon's.

Herr Vom sollte den Lorenzo spielen. Er wurde krank. Herr Wie die vom Dresdener Hoftheater übernahm die Rolle. Er legte sie zu jüngerhaft an. So wurde der Mißgriff des Autors noch stärker betont, das zärtliche Verweilen beim Liebesidyll und die Vernachlässigung des Hauptgeschäftlichen. Später verlor der Schauspielers, der vielleicht zum ersten Mal solchen Aufruhr im Parteit erlebte, alle feste Ueberlegenheit. Es ist nicht sein Verschulden. Ganz unglücklich war die Besetzung der Ninon durch Fel. Groß. Das heißblütige Renaissance-mädchen ist in naiver Sinnlichkeit zu fassen, nicht wie ein toletter, absichtlicher Nachsch, der zum überlegenen Herrn aufschaut und von ihm sich angeln lassen möchte. Frau Vertens (Lorenzo's Gattin) hielt wader aus bis zum Schluß. Herr Jarno war es, der den Dichter im Stich ließ und zum Schluß mit dem Publikum gemeinsame Sache machte. Das war Herrn Halbe gegenüber nicht edel. Ihm verdankt Herr Jarno eine seiner wirksamsten Rollen, den polnischen Kaplan in der „Jugend“.

—II—

Erziehung und Unterricht.

g. Ueber die Sprachstörungen bei Schulkindern veröffentlicht G. Uttinger im „Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs“ bemerkenswerthe, auf persönlichen Erfahrungen beruhende Beobachtungen. Daß manche Schüler auch beim lauten Sprechen nicht leicht verständlich sind, ist eine allgemeine Erfahrung. Anderen macht das Sprechen in getrennten Sätzen Mühe, sie können sich nicht schnell genug ausdrücken. Bei jungen Schülern ist dies nicht auffallend, wohl aber bei Schülern der höheren Klassen. Die Unvollkommenheit, mit der oft gute Schüler das Nötige, was sie wissen, ausdrücken, hat sehr oft in Sprachstörungen seinen Grund. Es sind entweder mehr äußerliche, mechanische oder auch tiefergehende nervöse Störungen. Zu ersteren gehört das Stammeln und die Tonsilbenhypertrophie (Wandelsanschwellung). Die leichteren Formen des Stammelns sind Fehler der Artikulation, die

besonders häufig im jugendlichen Alter vorkommen. Die Vokale werden nicht rein ausgesprochen, manchmal genäsel; Konsonanten werden verwechselt; z. B. wird von Kindern oft und lange b als w, g als d, k als t gesprochen. Diese Art der Störungen läßt sich durch sorgfältige Les- und Sprechübungen in der Schule meist noch beseitigen. Schwieriger ist die Behandlung der Störungen, die durch Mandelanschwellung oder durch Wucherungen in der Nase verursacht sind. Die Schüler können dann nicht durch die Nase atmen, sondern nur durch den Mund; ihr Gesicht bekommt oft einen trüben Ausdruck, Schwerhörigkeit, Schwerfälligkeit im Ausdruck, mühsame Aussprache sind die weiteren Folgen. Zu den tiefer gehenden Sprachstörungen gehört das Stottern. Eigentliche Stotterer sind in den höheren Schulen selten. Oester tritt es dagegen bei Schülern in der Form auf, daß die Kinder beim Anfang eines Satzes drei bis viermal ansetzen müssen oder beim Lesen über gewisse Silben stolpern. Sie schreiben auch häufig manche Worte beim Diktat regelmäßig falsch (Schreibstottern). Dabei zeigen sich gewisse Begleitbewegungen, wie Augenblinzeln, Händebewegungen u. s. w. Der beim Denken vorhandene Gehirnstreiz löst dann auch noch andere Muskelbewegungen als die beim Sprechen nötigen aus. Auch hier vermögen Übungen zu helfen. Größere Schwierigkeiten macht das verdeckte Stottern. Die Kinder können in diesem Fall überhaupt nicht sprechen, wenn sie nicht vorher gewisse Bewegungen machen, z. B. an den Fingern nagen. Ein Schüler machte vor dem Sprechen mit der rechten Hand Kreise auf die Bank, ein anderer Schlußbewegungen. Haben sie so erst einmal angefangen zu sprechen, so geht es fließend, aber langsam. Sie sind im Denken schwerfällig, dabei jedoch oft die besten Kopfrechner. In der sogenannten Spiegelschrift besitzt man ein Mittel, diese Schüler auf den Grad ihrer Intelligenz zu prüfen. Man läßt sie ein Wort mit der linken Hand schreiben. Schreiben sie von rechts nach links, so ist dies ein Zeichen, daß sie nicht die richtige Vorstellung des Schriftbildes haben. —

Gesundheitspflege.

1. Das Ende der Dicken. Noch vor wenigen Jahren kannte die Heilkunde kein Mittel, die Fettleibigkeit durch einfache Arzneibehandlung zu bekämpfen. Das ist in neuester Zeit anders geworden. Es ist wohl jedem Gebildeten bekannt, daß neuerdings der Inhalt der Schilddrüse, jenes vor dem Kehlkopf gelegenen Organs, das in seiner krankhaften Entartung den Kropf erzeugt, in der Heilkunde verschiedene Anwendung gefunden hat. Eine der merkwürdigsten Wirkungen des Schilddrüsenstoffes ergab sich nach den ersten Versuchen von Leichtenstern in der That-sache, daß dieser Stoff neben anderen Wirkungen die Oxydations- oder Verbrennungsvorgänge im Körper derart befördert, daß es zu einer beträchtlichen Versehung von Fett und demzufolge zu einer Abnahme des Körpergewichts kommt. Die ersten Proben wurden von Leichtenstern und Wendelstadt mit rohen Schilddrüsen-Präparaten vom Schaf an 25 fettleibigen Personen vorgenommen und erzielten einen wesentlichen Erfolg bei 22 derselben. Es wurde beobachtet, daß im allgemeinen der Grad und die Schnelligkeit der Gewichtsabnahme um so bedeutender war, je größer der Fettüberfluß gewesen. Damals wurde behauptet, daß bei einer vorsichtigen Anwendung des Mittels nachteilige Nebenwirkungen vermieden werden könnten. Das Verfahren erhielt eine erhebliche Förderung durch die Herstellung der bekannten Schilddrüsen-Tafeln und eine noch höhere Verbesserung durch die Entdeckung des Thyrojoдин durch Baumann, welcher Stoff als die eigentliche wirksame Substanz in der Schilddrüse erkannt wurde. Das Mittel wurde infolgedessen mehr und mehr versucht, jedoch haben sich nicht alle Verze, obgleich sie den außerordentlichen Einfluß auf die Auflösung des Fettes anerkennen, dadurch günstig über die Wirkung ausgesprochen, sondern die Schilddrüsen-Präparate für unangenehme Nebenerscheinungen in der Thätigkeit des Herzens, der Nieren, des Nervensystems und im Allgemeinen befindenden verantwortlich gemacht. Wesonner Werth muß aber bei der Behandlung der Fettleibigkeit darauf gelegt werden, daß die meistens bereits angegriffene Herzthätigkeit nicht etwa weiter geschwächt und daß der Eiweißbestand des Körpers geschädigt werde. Nimmehr veröffentlicht Dr. Weich in Wien in der dortigen „Medizinischen Presse“ einen ausführlichen Bericht über seine Erfahrungen in der Behandlung der Fettleibigkeit mit Thyrojoдин und spricht die Ueberzeugung aus, daß dieses neue Mittel nicht nur auf eine Versehung des Fettes im Körper unfehlbar hinwirkt, sondern daß bei einer dauernden Beaufsichtigung der Herzthätigkeit ein nachtheiliger Einfluß auf diese sowie auf den Eiweißverbrauch unter allen Umständen vermieden werden kann; auszunehmen von der Behandlung würden nur Personen von vorgerücktem Alter sein oder solche, die an einem Herzklappenfehler, an Verkalkung der Arterien oder an Zuckerkrankheit leiden. —

Medizinisches.

— **Plastische Chirurgie.** Fälle von Rhinoplastik und Otoloplastik, so schreibt die „Frankf. Ztg.“, sind in der modernen Chirurgie keine Seltenheit mehr; dem Nebenmenschen aus der Haut seines Vorderarmes eine neue Nase zu drehen oder ihm mit einem Stück aus seinem Oberlippen die zerrissene Lippe zu flicken, ist dem Operateur unserer Zeit eine Spielerei. Auch einen verlorenen gegangenen Daumen vermag die Autoplastik, wenn auch nothdürftig,

wieder herzustellen. Man läßt dem Patienten ein Stück der Bauchhaut an die an den Leib gebundene Hand wachsen, schneidet den Lappen in der erforderlichen Größe heraus und widelt ihn um ein Thierhorngehörnchen von entsprechender Form. Natürlich bleibt dieser künstliche Daumen unbeweglich und ein kümmerlicher Nothbehelf beim Greifen. Ein neues Kunststück hat kürzlich der Vorstand der Grazer chirurgischen Klinik, Prof. Karl Nicoladoni, zustande gebracht, indem er einem sechsjährigen Knaben, der an einer Schneidemaschine seinen rechten Daumen verloren hatte, diesen durch einen beweglichen Finger ersetzte. Er band die rechte Hand des Knaben an dessen Fuß und überpflanzte an die Stelle des Daumens die zweite Zehe. Der Versuch gelang so vollständig, daß auch die Sehnen aneinanderwuchsen und der neue Daumen in ähnlicher Weise sich bewegt, wie sein Vorgänger. In der letzten Sitzung des Grazer Ärztevereins wurde der Patient vorgestellt und erregte mit seiner Zehe an der Hand nicht geringes Erstaunen. —

Meteorologisches.

— Eine seltene atmosphärische Erscheinung wurde am 18. Oktober um 1/9 Uhr abends in Kursk beobachtet. Während eines Schneefalles zuckte vom Südosten her der Blitz, auf welchen starker Donner und gleich darauf ein prasselnd herniederströmender Regen folgte. Dabei hagelte es; die Hagelkörner waren ziemlich groß. Diese eigenartige Erscheinung währte etwa eine Viertelstunde. Am nächstfolgenden Morgen herrschte in Kursk ein starker Frost. —

Humoristisches.

— **Verschminkt.** Er drückte ihr zartes rosiges Köpfcgen fest an sich und lägte sie innig auf Mund und Wangen. Plötzlich entzog sie sich seinen Lieblosungen und fragte: „George, rasiest Du Dich selber?“ — „Ja,“ war die Antwort. — „Das dach' ich mir gleich,“ sagte sie, „Dein Gesicht ist das rauheste, das ich je.“ — „Sie hielt inne, aber es war zu spät, und schwer getroffen ging er von dannen.“ —

— **Ein Logiker.** Der kleine Karl: „Mania, darf mich der Lehrer strafen für das, was ich nicht thue?“
Mutter: „Nein, mein Kind.“

Karl: „Dann brauche ich auch meine Rechenaufgabe nicht zu machen.“ —

— **Kann stimmen.** Vater: „Ohne Geld kann man nichts machen in der Welt, mein Junge.“

Georges: „O doch, Papa; etwas schon!“

Vater: „Was denn?“

Georges: „Schulden.“ —

(„Jugend“.)

Vermischtes vom Tage.

— Ein gutes Fahrrad setzt sich aus 852 Theilen zusammen. Und dabei sind die Theile, aus welchen die Handgriffe, die kleine Kette an der Ventilstaubkapsel, die Schmiergefäße u. s. zusammengefast sind, noch nicht mitgezählt. —

y. Im „Blöner Wochenblatt“ findet sich folgende originelle Bekannmachung: „10 M. Belohnung zahle ich demjenigen, der mir den oder die Esel nennt, welche die Fabrication anonymen schmutziger Postkarten an meine Adresse betreiben. Gerichtliche Verfolgung der Wichte ist ausgeschlossen! Die heute eingetroffene Karte N. N. zeugt selbst für ihre Urheber. Ihnen zur Nachricht, daß mir der angebotene vorausichtlich ehrliche Hausknechtstroch lieber ist, als etwa der feine, mit blanken Knöpfen besetzte Rod eines Mannes, der sich nur mit fremden und unverdienten Federn schmückt.“ —

— Das vor sechs Wochen von Nordmaling nach Wismar abgegangene Schiff „Jda“ ist noch nicht angekommen. Es gilt mit der Besatzung für verloren. —

— Bei der Station Greven (unweit Osnabrück) wurde die Leiche eines Holzschuhmachers, vom Zuge überfahren, aufgefunden. Die nähere Untersuchung zeigte, daß es sich um ein Verbrechen handelt. Die Leiche des Mannes, der auf der Rückkehr von einer Hochzeit getödtet wurde, ist nach der That auf die Schienen gelegt worden. —

— In Müllheim (Baden) trank die junge Frau eines Goldarbeiters ein Glas neuen Wein und fiel bald darauf todt zu Boden. Die Oeffnung der Leiche ergab Vergiftung mit Cyanfali. Wer das Gift in den Wein geschüttet hat, ist noch nicht aufgeklärt. Die Frau befand sich in der Gesellschaft ihres Ehemannes, der in seinem Geschäft Cyanfali zu technischen Zwecken verwendet. —

— In Kogonbach (Baden) erschof ein 17jähriger Lehrling einen 11jährigen Knaben. —

— Bei einem Zusammenstoß zwischen einem Wilderer und einem Jagdhüter in der Nähe von Müllhausen im Oberelsaß schoß der Wilderer und verletzte den Jagdhüter schwer, worauf dieser seinen Gegner erschof. —

— In New-York ist ein Todesfall an gelbem Fieber vorgekommen. Der Ingenieur Marina, welcher nach Havana geschickt worden war, um die Kosten einer sanitären Reform abzuschätzen, ist am gelben Fieber erkrankt, nach New-York zurückgekehrt und dort gestorben. —